

## 1.1 Soziologie: Kultur- und Wirklichkeitswissenschaft

Eine Kulturerrscheinung ist die Prostitution so gut wie die Religion oder das Geld, alle drei deshalb und nur deshalb und nur soweit, als ihre Existenz und die Form, die sie historisch annehmen, unsere Kulturinteressen direkt oder indirekt berühren, als sie unseren Erkenntnistrieb unter Gesichtspunkten erregen, die hergeleitet sind aus den Wertideen, welche das Stück Wirklichkeit, welches in jenen Begriffen gedacht wird, für uns bedeutsam machen. (Weber 1980a, S. 181[1904])

Anfang des 20. Jahrhunderts schlug Max Weber (1854–1920) vor, Soziologie solle als „Kulturwissenschaft“ betrieben werden. In seinem bis heute für das wissenschaftliche Selbstverständnis der, oder besser: einer spezifischen Auffassung von Soziologie grundlegenden Aufsatz über „Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“ aus dem Jahre 1904 erläutert er diese Ansicht:

„Kultur‘ ist ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens. (...) Transzendente Voraussetzung jeder Kulturwissenschaft ist nicht etwa, daß wir eine bestimmte oder überhaupt irgend eine ‚Kultur‘ wertvoll finden, sondern daß wir Kulturmenschen sind, begabt mit der Fähigkeit und dem Willen, bewußt zur Welt Stellung zu nehmen und ihr einen Sinn zu verleihen. (Ebd., S. 180 [1904])

Soziologie ist Kulturwissenschaft nicht in dem Sinne, dass sie sich mit „wertvollen Kulturgütern“, also Kunst, Theater, Musik usw., befasse, sondern deswegen, weil ihre Analyse an einem spezifischen Vermögen des menschlichen Weltverhältnisses ansetzt und dieses auch voraussetzt: Die für sich genommen „sinnlose Unendlichkeit des Weltgeschehens“ erschließt sich unserer menschlichen Erfahrung nur durch die Deutungsprozesse und Bedeutungszuweisungen, durch die wir das Chaos der sinnlichen Empfindungen und physikalisch-materiellen Vorgänge

ordnen. Ein deutender, weltauslegender Bezug liegt all unserem Handeln in der Welt zugrunde, auch dem wissenschaftlichen Arbeiten der Soziologie selbst.<sup>1</sup> Den Hintergrund dieser von Weber vertretenen Auffassung von Soziologie bildete die philosophisch-geschichtswissenschaftliche Tradition der „Hermeneutik“ (vgl. Jung 2001; Kurt 2004), die in dieser Zeit in Deutschland in den Auseinandersetzungen über die Wissenschaftlichkeit der Geisteswissenschaften oder auch der Geschichtswissenschaft eine wichtige Rolle spielte. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts argumentierte der Philosoph Wilhelm Dilthey (1833–1911), der wesentliche Unterschied zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften sei wie folgt markiert: Während erstere Phänomene untersuchen (und erklären), die keinen „eigenen Sinn“, keine Bedeutung in sich tragen, sei der Gegenstand der letzteren eben einer, der sich immer schon selbst deute und letztlich also vor allem in „Deutungen“ bestehe, die wiederum nur durch „Verstehensprozesse“ untersucht werden können und müssen. Dabei handele es sich um eine

Frage von der größten Bedeutung. Unser Handeln setzt das Verstehen anderer Personen überall voraus; ein großer Teil menschlichen Glücks entspringt aus dem Nachfühlen fremder Seelenzustände; die ganze philologische und geschichtliche Wissenschaft ist auf die Voraussetzung gegründet, daß dies Nachverständnis des Singulären zur Objektivität erhoben werden könne. (Dilthey 2004, S. 21 [1900])

Und weiter heißt es:

Wir nennen den Vorgang, in welchem wir aus Zeichen, die von außen sinnlich gegeben sind, ein Inneres erkennen: Verstehen. (...) (Dieses) Verstehen reicht von dem Auffassen kindlichen Lallens bis zu dem des Hamlet oder der Vernunftkritik. (...) (Das) kunstmäßige Verstehen von dauernd fixierten Lebensäußerungen nennen wir Auslegung oder Interpretation. (Dilthey 2004, S. 22 f. [1900])

„Hermeneutik“ meint zunächst die theologische und philosophische Lehre vom „richtigen“ Verstehen und Auslegen heiliger, philosophischer, poetischer, literarischer Texte, deren Spuren Dilthey durch die Jahrhunderte verfolgt. Es handelt sich dabei um eine „Kunstlehre der Auslegung“, d. h. es geht der Hermeneutik darum, allgemeine Regeln für die Organisation der Verstehensprozesse zu entwickeln. Dadurch können solche Prozesse – so das Ziel – zu einem nachvollziehbaren theologischen, philosophischen und später dann eben wissenschaftlichen Erkenntnisvor-

<sup>1</sup> Eine wichtige Zusammenstellung klassischer Grundlagentexte sowohl aus dem deutschen wie auch aus dem US-amerikanischen Kontext zu den hier diskutierten Überlegungen, die u. a. Beiträge von Max Weber, Wilhelm Dilthey, John Dewey, William I. Thomas & Florian Znaniecki versammelt, findet sich in Strübing und Schnettler (2004). Vgl. zur kulturwissenschaftlichen Grundlegung der Soziologie Pöferl (2007).

gang machen, wobei letzteres vor allem mit dem Philosophen Friedrich Schleiermacher (1768–1834) einsetzt.<sup>2</sup> Dilthey entwirft deswegen eine Theorie des Verstehens, welche die Bedingungen und Vorgehensweisen solcher Verstehensprozesse klären will und einige Affinitäten zum US-amerikanischen Pragmatismus (s. u. Kap. 2.2) aufweist. So erwähnt er beispielsweise, dass der angestrebte „Grad des Verstehens“ von Interessen bedingt sei. George Herbert Mead (1863–1931), einer der wichtigsten Begründer des „Symbolischen Interaktionismus“ (s. u. Kap. 3.1) war um 1889–1890 in Berlin Schüler Diltheys (Jung 2001, S. 79 ff.). Unter dem Einfluss Diltheys standen auch die klassischen deutschen Soziologen, neben Max Weber insbesondere Georg Simmel (1858–1918), dessen Studien sehr früh in der US-amerikanischen Soziologie rezipiert wurden.

Nicht zufällig schlug Max Weber wenig später vor, Soziologie als eine Wissenschaft zu begreifen, die „soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will.“ (Weber 1972, S. 1 [1922]) Und auch das Handeln selbst wird von ihm dadurch bestimmt, dass Menschen mit einem Verhalten einen „subjektiven Sinn“ verbinden (ebd., S. 1 f. [1922]).<sup>3</sup> Dieser Begriff des „subjektiven Sinns“ ist in mancherlei Hinsicht missverständlich. Er meint nicht, dass unser Handeln mit einem ganz und gar einmaligen Sinn verknüpft ist, der von uns, von Ihnen, von mir in je originaler und vielleicht auch origineller Weise mit einem Tun verflochten wird. Wenn Sie einem Fremden oder einer Fremden die Hand zum Gruß entgegenstrecken, dann ist das ja doch nur eine Handlungsweise, die in unserem gesellschaftlichen Kontext von vielen Millionen Menschen tagtäglich vollzogen wird. Inwiefern lässt sich dann aber von „subjektiv“ sprechen? Nun, dieses Adjektiv bezeichnet hier nichts weiter als eben die wichtige Annahme, dass ich, wir, Sie, mit einer solchen Geste einen Sinn, eine Bedeutung verbinden, ja verbinden müssen, damit wir sie als Handlung in sozialen Begegnungen ausführen, sie wechselseitig koordinieren und entsprechende Körperbewegungen anderer verstehen können. Niemand kann das an unserer Stelle für uns übernehmen. Die Rede vom subjektiven Sinn zeigt an, dass die Individuen selbst ihr Dasein in der Welt mit Motiven versehen müssen, damit ihre Körper aktiv werden. Das scheidet nämlich Handeln auch dann, wenn es, wie so häufig, „in dumpfer Halbbewußtheit oder Unbewußtheit seines ‚gemeinten Sinns‘“ (Weber 1972, S. 10 [1922]) erfolgt, von dem, was Weber am Beispiel eines unbeabsichtigten

---

<sup>2</sup> Ähnlich sind heute unter dem Dach einer „Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik“ (Hitzler und Honer 1997) soziologische Reflexionen zur Methodologie des Interpretierens versammelt.

<sup>3</sup> Eine frühere Fassung dieser Begriffsbestimmung ist zu finden in seinem Aufsatz „Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie“ aus dem Jahre 1913 (Weber 1980a).

Zusammenstoßes von Radfahrern erläutert, dem bloßen „Ereignis wie ein Naturgeschehen“ (ebd., S. 11 [1922]).<sup>4</sup>

Die Soziologie als „Kulturwissenschaft“ war für Weber zugleich eine „Wirklichkeitswissenschaft“, die sich dafür interessiert, warum die Kulturercheinungen so sind wie sie sind, und welche Bedeutung das wiederum hat – und zwar im Hinblick auf all die verschiedenen Ebenen von „Kulturphänomenen“ von denen bereits die Rede war. D. h. ihm – und der von ihm vertretenen Soziologie – ging und geht es nicht darum, „Kulturphänomene“ aus sich selbst heraus zu begreifen, sondern sie als hervorgebracht in sozialen Prozessen des Handelns und der Strukturierung zu begreifen, d. h. als durch und durch soziale und sozial geprägte und in dieser Hinsicht erforschbare „Erscheinungen“. Deswegen handelt es sich nicht um eine Geistes-, sondern eben um *Wirklichkeitswissenschaft*:

Die Sozialwissenschaft, die wir treiben wollen, ist eine Wirklichkeitswissenschaft. Wir wollen die uns umgebende Wirklichkeit des Lebens, in welches wir hineingestellt sind, in ihrer Eigenart verstehen – den Zusammenhang und die Kulturbedeutung ihrer einzelnen Erscheinungen in ihrer heutigen Gestaltung einerseits, die Gründe ihres geschichtlichen So-und-nicht-anders-Gewordenseins andererseits. (Weber 1980b, S. 170 f. [1904])

Eine solche Soziologie begnügt sich keineswegs mit der Analyse gesellschaftlicher Mikrophänomene, etwa den sozialen Begegnungen im Alltag oder dem sozialen Alltagshandeln der „einfachen Leute“. Auch das hat letztlich kein anderer so früh und überzeugend verdeutlicht wie Weber selbst. In seiner Studie über „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ aus dem Jahre 1905 analysierte er nicht mehr und nicht weniger als die Bedeutung religiöser Motive für die Dynamik des abendländischen Kapitalismus. Spezifischer ging es hier darum, wie religiös motivierte Lebens- und Handlungsweisen, die einige protestantische Sekten von ihren Mitgliedern forderten, in ein permanentes weltliches, berufs- und gewinn-

<sup>4</sup> Insgesamt ist der Sachverhalt etwas komplexer, denn tatsächlich lassen sich mehrere Ebenen des „subjektiven Sinns“ unterscheiden. So kann auf die soziale Dimension, Herkunft oder Einbettung des subjektiven Sinns verwiesen werden, die unterschiedliche Objektivitätsgrade hat, bspw. stark auf einen situativen Kontext bezogen ist, oder auf allgemeinere gesellschaftliche Sinn-Festlegungen (s. u. Kap. 5). Häufig versehen Handelnde ihr Tun tatsächlich gleichzeitig mit einem gleichsam individuelleren subjektiven Sinn, wenn etwa ein Lied ‚mein‘ Lieblingslied ist, über das ich ins Schwärmen komme und die Welt vergesse. In der qualitativen Sozialforschung ist auch allgemein von subjektivem Sinn die Rede, wenn es darum geht, statt standardisierter Fragebögen, Statistiken und entsprechender Messtechniken die Handelnden selbst in längeren und offenen Interviews nach ihrer Sicht der Welt, der Dinge, der interessierenden Phänomene zu befragen. Vgl. zum Zusammenhang von Interpretativem Paradigma, Sinnverstehen, abstrakter und konkreter Subjektivität Knoblauch (2008).

orientiertes Handeln münden, das Weber als „methodische Lebensführung“ bezeichnete und das zur Quelle ökonomischer Erfolge wurde. Kulturwissenschaft, Wirklichkeitswissenschaft, Handlungsanalyse und die Betrachtung weit reichender gesellschaftlicher Folgen, all das wird hier in exemplarischer Weise zusammengeführt (Weber 2007).<sup>5</sup>

Warum nun wird die vorliegende Einführung in das *Interpretative Paradigma* mit diesen Hinweisen auf das Webersche Soziologieverständnis eingeleitet? Auf diese Frage gibt es eine einfache Antwort: die nachfolgend vorgestellten soziologischen Entwicklungen und Ansätze lassen sich allesamt – auch da, wo sie vornehmlich in den USA entwickelt wurden – auf Einflüsse der frühen deutschen Soziologie, der Hermeneutik- und Verstehensdiskussion im Umkreis von Dilthey, Weber oder auch Simmel zurückführen. Nicht nur Mead, sondern auch andere wichtige Protagonisten der einflussreichen „Chicago School der Soziologie“ (s. u. Kap. 2) wie etwa Robert E. Park (1864–1944) hielten sich um die Wende zum 20. Jahrhundert für kürzere und zum Teil auch längere Zeit zu Studienzwecken in Deutschland auf und begegneten den dort diskutierten Überlegungen. Gewiss gaben sie diesen dann eine eigene Prägung, und die Namen von Dilthey und Weber sollten keine große Rolle spielen. Aber dennoch lässt sich in der skizzierten Ausgangslage die Kontaktsituation ausmachen, aus der beispielsweise Ansätze wie der „Symbolische Interaktionismus“ entstehen konnten. In den verschiedenen Ansätzen des Interpretativen Paradigmas wird Soziologie als Kulturwissenschaft im Sinne Webers betrieben. Der Begriff des „Interpretativen Paradigmas“ deutet dies in der doppelten Weise an, wie sie bereits erwähnt wurde: Menschen sind „von Natur aus Kulturwesen“, sie leben immer und notwendig „kulturell“ und in „Kulturen verstrickt“. Sie deuten (interpretieren) die Welt, in der sie sich bewegen, und die entsprechende Soziologie deutet (interpretiert) ihrerseits dieses Tun. Dies gilt nicht nur in der Extremsituation, wenn während der Teilnahme an einem Soziologiekongress von einem Gegenüber, mit dem man gerade ins Gespräch gekommen ist, die Einladung zur anschließenden gemeinsamen Beteiligung an einer „Orgie im vierzehnten Stock“ ausgesprochen wird.<sup>6</sup>

Unter den verschiedenen und konkurrierenden heutigen Möglichkeiten, Soziologie zu betreiben, hat ihr Verständnis als „Kulturwissenschaft“ in dem Sinne, wie dies etwa Max Weber oder Georg Simmel begründet hatten, keinen leichten Stand. Gewiss gehören Beschwörungen dieser klassischen Positionen zum gepflegten

---

<sup>5</sup> Vgl. zur „Protestantischen Ethik“ auch die engagierte Kritik von Heinz Steinert, der ziemlich harsch von einer „unwiderlegbaren Fehlkonstruktion“ spricht (Steinert 2010).

<sup>6</sup> An diesem Beispiel entwickeln Peter Berger und Hansfried Kellner ihr engagiertes Plädoyer „Für eine neue Soziologie“ (Berger und Kellner 1984, S. 22 ff.).

guten Ton der Disziplin. Die entsprechenden Theorietraditionen sind auch mehr oder weniger stark aufbereiteter Teil von Einführungs- und Übersichtswerken über das disziplinäre Feld. Doch im theoretischen wie im empirischen Alltagsgeschäft ist davon wenig zu bemerken. Dies hat im letzten Jahrzehnt in Teilen der Öffentlichkeit, aber auch im wissenschaftlichen Umfeld und nicht zuletzt in der Soziologie selbst den Eindruck entstehen lassen, Soziologie befasse sich mit „Kultur“ allenfalls im Sinne eines spezifischen und abgrenzbaren gesellschaftlichen Teilgebietes, als „Soziologie der Kultur“, „Kultursociologie“, „Soziologie der Kunstproduktion“ usw. Eine solche Soziologie des Kulturbetriebes – der Kunst, der Museen und ihrer Publikums, der Literatur, der Malerei, der Musik – gibt es gewiss, auch wenn sie keinen breiten Anteil an der Disziplin innehat und auch nicht notwendig als „Kulturwissenschaft“ in der beschriebenen Bedeutung betrieben wird.

Es sind in den letzten Jahren vor allem die *Cultural Studies* gewesen, die für sich reklamierten, eine genuin kulturwissenschaftliche Analyse des Sozialen zu leisten und gerade darin der Soziologie überlegen zu sein. In diesem Zusammenhang kam es zu einigen Polemiken zwischen Protagonisten der Kultursociologie und der Cultural Studies (vgl. dazu Keller 2005, S. 59 ff.). Während die Cultural Studies der Soziologie eine generelle Vernachlässigung oder mindestens eine allzu kleinteilige Behandlung der kulturellen Dimension sowie ein ungenügendes Verständnis der Prozesse der gesellschaftlichen Bedeutungs-zirkulation vorwarfen, wurde umgekehrt das Aufspringen auf populärkulturelle Moden kritisiert und auf eine im Allgemeinen nur rudimentär entwickelte Methodologie und Methode der Forschung verwiesen, die zu beliebigen, allenfalls modischen Aussagen und Ergebnissen führe. Mittlerweile hat sich die Situation entspannt und ist eher einer mehr oder weniger wohlwollenden Bezugnahme und mitunter auch gegenseitigen Inspiration gewichen. Ein Grund für diese Beruhigungen liegt sicherlich darin, dass die ursprünglich aus den Literaturwissenschaften stammenden Cultural Studies selbst bereits in den 1960er Jahren einen lange wenig gesehenen Weg der „Soziologisierung“ ihrer Theorieannahmen und Forschungsperspektiven gegangen sind, und dies gerade in und durch die Rezeption des Interpretativen Paradigmas. So wie die symbolisch-interaktionistische Studie über „Außenseiter“ von Howard S. Becker (1981 [1963]) den Cultural Studies als exemplarische Untersuchung galt, so wird nunmehr bspw. in der Bildungssoziologie die vierzehn Jahre später von Paul Willis (1979) im Rahmen der Cultural Studies vorgelegte Arbeit über die Schulkultur britischer Jugendlicher der Arbeiterklasse – „Spaß am Widerstand“ – als exemplarische soziologische Ethnographie einer Jugendkultur verstanden. Umgekehrt wurde deutlich, dass es nicht eine einheitliche Soziologie gibt, sondern unterschiedliche soziologische Paradigmen, mit zum Teil großer, zum Teil geringerer Nähe zu den Annahmen und Forschungsinteressen der Cultural Studies. Wenn also im Folgen-

den das Interpretative Paradigma der Soziologie im Vordergrund steht, so möchte ich doch betonen, dass die Übergänge zwischen diesen Spielarten der kulturwissenschaftlichen Gesellschaftsanalyse in hohem Maße durchlässig sind.

Einen neuerlichen Grund, an die kulturwissenschaftliche Tradition der interpretativen Soziologie zu erinnern, liefert die gegenwärtige Mode und Diskussion über eine „poststrukturalistische“ Neuausrichtung soziologischen Forschens im deutschsprachigen Raum, die ihre Vorläufer in den 1990er Jahren in England hatte (vgl. Atkinson und Housley 2003, S. IX). So heißt es in jüngeren Plädoyers für eine poststrukturalistisch-kulturtheoretische Wende der Soziologie bspw., eine kulturtheoretisch ausgerichtete Soziologie perspektiviere „das Soziale insgesamt und damit alles, was innerhalb der Gesellschaft stattfindet, als Kulturelles: von der Ökonomie bis zur Technik, von der Politik bis zur Kunst.“ (Reckwitz 2008, S. 7) Ziel sei: „Jeder Gegenstand der Geistes- und Sozialwissenschaften kann und soll nun als kulturelles Phänomen rekonstruiert werden.“ (Ebd., S. 16) Freilich ist dies per se weder neu noch originell. Ihren besonderen gegenwärtigen Stellenwert erhalten entsprechende Forderungen erst durch die Verknüpfung mit der französischen Philosophietradition des Poststrukturalismus:

Im Zentrum der poststrukturalistischen Perspektive steht damit die Analyse der permanenten Destabilisierung, die Selbstdekonstruktion kultureller Signifikationsysteme und Wissensordnungen, ihr unabweisbares Scheitern von Sinn und die Produktion von neuartigen, unberechenbaren Sinnelementen, von Prozessen, die nur zeitweise durch kulturelle Stabilisierungen, durch scheinbar alternativlose kulturelle Ordnungen gestoppt werden, welche ihre eigene Konstitution unsichtbar machen. (Moebius und Reckwitz 2008, S. 14)

Klaus Holz und Ulrich Wenzel haben zu Recht auf die soziologisch eher problematische Implikation einer solchen philosophisch-kulturtheoretischen Position hingewiesen, kulturelle Praktiken aus den konkreten gesellschaftlichen Handlungsfeldern zu lösen und

„die Möglichkeit der Reinterpretation, des Immer-Wieder-Neuverstehens kultureller Bedeutungen (...) nicht als eine Konsequenz des Zusammenspiels von Textgestalt und Handlungsfähigkeit“ zu betrachten, „sondern als autochthone Eigenschaft des Textes selbst (...) Nicht der Mensch unter Bedingungen (...) sondern die letztlich als schrankenlos konzeptualisierte Semiosis der Zeichensysteme erscheint hier als Demiurg gesellschaftlicher Kulturentwicklung.“ (Holz und Wenzel 2003, S. 199 f.)

Denn genau das wird ja deutlich, wenn die Analyse der „Selbstdekonstruktion kultureller Signifikationsysteme“ als Zentrum einer solchen Perspektive benannt wird. Im Unterschied dazu betonen alle Positionen des Interpretativen Paradigmas die Wichtigkeit von Handlungsfähigkeit und Handlungsträgerschaft, kurz: die

Rolle sozialer Akteure bei der Herstellung, Stabilisierung und Veränderung sozialer Phänomene. Bereits für den britischen Kontext haben Atkinson und Housley (2003, S. XIV) von einer „kollektiven Amnesie“ gegenüber der interaktionistisch-interpretativen Soziologie gesprochen und damit unter anderem die Ignoranz der poststrukturalistischen oder postmodernen Soziologien kritisiert, die „das Rad neu erfinde“. Und ähnlich heißt es, bezogen auf die poststrukturalistischen Diskussionen über sex und gender, also das biologische und das soziale Geschlecht sowie die gelebte Sexualität, bei den britischen Soziologinnen Sue Scott und Stevi Jackson zu den spezifischen Erträgen oder „Einsätzen“ des interpretativen Paradigmas:

Much recent social theory, influenced by post-structuralism, treats gender and sexuality as constituted through language and discourse. In many respects poststructuralism is congruent with an interactionist position as both perspectives conceptualize meaning as fluid, flexible and multivalent, and neither posits gender and sexuality as objects existing prior to the meanings invested in them. The interactionist tradition, along with other interpretive sociologies, however, attends to aspects of meaning-making not generally emphasized by post-structuralists: in particular those meanings intersubjectively produced by active agents in the course of everyday social practices. The effects of language and discourse are therefore seen as mediated through the local production of meaning and ‚people’s intentions to mean‘. (...) It is the focus on the social as founded upon interaction and intersubjectivity that gives interactionism its purchase on embodied sexuality. While there is more to the social than interaction, it is impossible to envision the social without the everyday interaction through which it is lived. (Jackson und Scott 2007, S. 96 f.)

Nach und nach muss dann im Kontext des Poststrukturalismus mühevoll der „Eigensinn der Subjekte“ wieder entdeckt werden, die eben gerade nicht in den kulturellen Signifikationssystemen aufgehen, und auch die ethnographische Forschungspraxis erfährt eine bestaunte Neuentdeckung, wenn das tatsächliche Prozessieren von Sinn in Situationen und Interaktionen eben doch empirisch untersucht werden soll. All das verweist gewiss auf wichtige Probleme der soziologischen Disziplin und ihrer universitären Vermittlung sowie auf die gegenwärtigen Bedingungen der soziologischen Forschung und Textproduktion, die hier nicht weiter diskutiert werden können. Denn für die Positionen des Interpretativen Paradigmas ist Soziologie selbstverständlich und seit etwa 100 Jahren immer Analyse der sozio-kulturellen Sinngebungen, ihrer Stabilisierung und Transformation auf unterschiedlichsten gesellschaftlichen Ebenen, in den verschiedensten situativen, medialen und organisatorischen Kontexten. Doch im Unterschied zu einem Poststrukturalismus, der seinen philosophischen Entstehungskontext nicht abstreifen kann, arbeiten diese Positionen seit langem an der empirischen Erforschung der Gebrauchsweisen von Sinn durch gesellschaftliche Akteure, die mit (kreativen) Handlungsfähigkeiten ausgestattet sind, deren Identitäten lebenslang in sozialen



Prozessen konstituiert und verändert werden, und die sich innerhalb von relativ stabilen, relativ flüchtigen Sinnkontexten bewegen, deren Veränderungen durch sie selbst hergestellt werden, ohne dass angenommen wird, dass sie diese Prozesse vollständig intendieren oder kontrollieren.

Die vorliegende Einführung in wichtige Grundpositionen und Entwicklungen des Interpretativen Paradigmas zielt darauf, den Reichtum dieser Soziologietradition wieder stärker in die gegenwärtige deutschsprachige Soziologie einzuschreiben. Sie will gleichzeitig deutlich machen, dass es sich hier um eine lebendige Theorie- und Forschungstradition handelt, die für viele und unterschiedliche soziologische Fragestellungen der Gegenwart gewinnbringend eingesetzt werden kann. Deswegen geht sie stärker, als dies für Überblicksdarstellungen von (klassischen) Theorien üblich geworden ist, auf aktuelle Anwendungen und Weiterentwicklungen der theoretischen Ausgangspositionen ein.

---

**Übungsaufgabe:**

Inwiefern und warum lässt sich die Soziologie als Kultur- und Wirklichkeitswissenschaft verstehen und betreiben?

---

## 1.2 Der Aufstand des Konkreten

Bis weit in die zweite Hälfte der 1960er Jahre dominierte die als Zusammenführung soziologischer Klassikerpositionen entwickelte *strukturfunktionalistische Systemtheorie* des US-amerikanischen Soziologen Talcott Parsons (1902–1979) die soziologische Theoriediskussion in den USA und in weiten Teilen Europas. Sie lieferte auch die Bezugskonzepte – etwa Definitionen von Rolle, sozialer Schichtung, Ungleichheit usw. – für die empirische Sozialforschung, sofern letztere Anschluss an theoretische Ausgangsüberlegungen suchte. Die Landkarte der Soziologie in dieser Zeit lässt sich so weitgehend zwischen zwei Polen aufzeichnen: der Systemtheorie à la Parsons und daran orientierter Analysen auf der einen Seite, der mehr oder weniger „theorieleeren“ positivistischen, empirisch-quantitativen Sozialforschung auf der anderen Seite. Weitere „großtheoretische“ Schulen – etwa marxistischer Ausrichtung oder die Kritische Theorie der Frankfurter Schule – existierten zunächst in verbleibenden Nischen und wurden dann in den 1960er Jahren zu Referenztheorien der Studentenbewegungen.<sup>7</sup> In dieser Zeit brach die übersichtliche

---

<sup>7</sup> Vgl. zur soziologischen Systemtheorie von Talcott Parsons einführend Junge (2007), zur Kritischen Theorie und Frankfurter Schule Brock (2009).

theoretische und empirische Landschaft der Soziologie auf. Der US-amerikanische Soziologe Alvin Gouldner sprach deswegen gar von der „kommenden Krise der westlichen Soziologie“ (Gouldner 1974). Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen – beispielsweise der Schwarzen-, Studenten-, Frauenbewegungen – und aufkommender Hoffnungen auf eine demokratisch-ausgleichende Gesellschaftsgestaltung erweise sich, so seine Einschätzung, insbesondere das Theoriemodell von Parsons nunmehr in zweifacher Weise als ungeeignet, das gesellschaftliche Geschehen angemessen zu analysieren: einerseits fehlten ihm Konzepte für die Analyse von Konflikten und gesellschaftlichem Wandel. Andererseits könne es, da es von gesellschaftlichen Selbstregulierungsprozessen ausgehe, keine Hilfen für die neuen gesellschaftsbezogenen Planungs- und Gestaltungserwartungen anbieten.<sup>8</sup>

Das soziologieinterne Indiz dieser „Krise“ sah Gouldner in der Abwendung der Studierenden und der jüngeren Fachkollegen von der Parsonsen Großtheorie. Stattdessen entwickelten sie ein starkes Interesse für neue, sich mehr oder weniger radikal und auf jeden Fall unkonventionell gebende Positionen, die mit den Namen von Harold Garfinkel, Erving Goffman, Howard S. Becker und anderen verbunden wurden. Dies galt gewiss nur für Teile der sozialen Bewegungen und der Studierenden der 1960er Jahre. Für andere war die Orientierung an den marxistischen und kritischen Theorietraditionen wesentlich wichtiger, die auch weiterhin, ähnlich wie Parsons, das „große Ganze“ der gesellschaftlichen Zusammenhänge in den Blick nehmen wollten. Dagegen interessierten sich die neuen „radikalen“ Soziologen nicht für abstrakte Theorieentwürfe und makrostrukturelle Gesellschaftsbetrachtungen. Vielmehr standen sie für eine Abkehr von den großen Strukturen und institutionellen Komplexen zugunsten einer Aufwertung der konkreten Situationen des Alltags, der Beschäftigung mit dem unmittelbar erfahrbaren „Hier und Jetzt“ des gelebten Lebens, der sozialen Beziehungen. Ihre Forderung lautet, die Soziologie müsse ihre Distanz zu den sozialen Phänomenen aufgeben und wieder in die Niederungen des tatsächlichen Lebens zurückkehren, sich wortwörtlich die Hände schmutzig machen. Und dies nicht unbedingt dort, wo sie es sich bequem einrichten kann, sondern bei den gesellschaftlichen Außenseitern, den Kriminellen, den Jugendbanden, den Insassen psychiatrischer Anstalten.

Damit war keineswegs der Verzicht auf theoretische Grundpositionen und analytische Distanz verbunden. Obwohl viele aus der neuen jungen Soziologiegeneration mit den Außenseitern, Gruppen und zwielichtigen Gestalten an den Rändern der bürgerlich-ehrvollen Gesellschaft sympathisierten und ihre Forschungen diese

---

<sup>8</sup> Zu einer differenzierteren Diskussion der US-amerikanischen Landkarte der Soziologie in den 1960er Jahren vgl. Calhoun und Van Antwerpen (2007).

auch in ein neues Licht rückten, bedeutete dies nicht, dass sie einfach die Seiten wechselten und zu deren politischen Fürsprechern wurden. Vielmehr begannen ab Mitte der 1950er Jahre verschiedene dieser Soziologen (ja, es waren einmal mehr vor allem Männer) – neben den bereits erwähnten etwa auch Herbert Blumer, Anselm Strauss, Aaron Cicourel u. a. – mit der Entwicklung neuer, mehr oder weniger miteinander verknüpfter theoretischer Positionen, die unter den Namen des Symbolischen Interaktionismus, des Labeling Approach, der Grounded Theory, der Ethnomethodologie usw. bekannt werden sollten. Ungeachtet der Vielfalt ihrer Positionen und der Unterschiedlichkeit ihrer Forschungsinteressen im Einzelnen war diesen neuen Ansätzen zweierlei gemeinsam: Sie interessierten sich erstens für die praktisch-interpretativen Leistungen, die soziale Akteure in ihrem Handeln permanent erbringen müssen. Solche Interpretationsleistungen sind nicht nur für individuelles Handeln bedeutsam, sondern in gleichem Maße für wechselseitiges Handeln, also Interaktionen, und darüber hinaus für die Herstellung von über die jeweilige Handlungssituation hinausreichenden sozialen Phänomenen und gesellschaftlichen Ordnungen. Damit war zweitens eine Präferenz für qualitative Sozialforschung verbunden, die als Schlüssel zur Erfassung dieser Interpretationsleistungen galt.

Menschen müssen die Situationen und Beziehungen, in denen sie sich befinden und bewegen, permanent deuten und verstehen, um handeln zu können. Solche Situationen sind nicht einfach gegeben oder aus vorgefertigten Normen und Rollenschemata aufgebaut. Sie erfordern von den Beteiligten eine aktive Gestaltungs- und Deutungsleistung. Das kann durch zwei Beispiele illustriert werden: Ein Seminar an der Universität lässt sich soziologisch nicht einfach durch die Annahme fester Rollenvorgaben – derjenigen der Studierenden und der DozentInnen – beschreiben und erklären. Vielmehr sind alle Beteiligten ununterbrochen damit beschäftigt, zu deuten, was alle gerade alleine oder gemeinsam tun. Warum sitzen wir hier? Was bedeutet es, wenn da vorne jemand steht und redet oder Fragen stellt? Wieso kann sie oder er Antworten erwarten usw.? An diesen Deutungen orientieren sie dann ihr eigenes Verhalten und Handeln. Gewiss ist dieses permanente Zusammenspiel von Deuten und Handeln üblicherweise ein Routinevorgang, der keiner besonderen Aufmerksamkeit bedarf und den man nach einigen Monaten an der Universität auch gleichsam nebenbei erledigt. Dennoch sollte deutlich sein, dass solche grundlegenden Interpretationsprozesse unabdingbar sind, damit man sich „im Seminar als Seminar“ mit wissenschaftlichen Themen beschäftigen kann.

Das lässt sich auch an einem anderen Beispiel verdeutlichen, bei dem zunächst weniger klar ist, um was für eine Situation es sich handeln könnte. Stellen Sie sich beispielsweise vor, Sie stehen in einer Diskothek an der Tanzfläche. Von gegenüber schaut Sie jemand über längere Zeit direkt an. Die Person geht dann an Ihnen vor-



<http://www.springer.com/978-3-531-15546-3>

Das Interpretative Paradigma

Eine Einführung

Keller, R.

2012, VII, 344 S., Softcover

ISBN: 978-3-531-15546-3